



## **Rede des Oberbürgermeisters Raphael Kürzinger anlässlich des Volkstrauertags am 18.11.2018 vor dem Denkmal auf dem Friedhofsvorplatz**

Am 11. November 1918 endete der Erste Weltkrieg.

Er gilt als "Urkatastrophe" des beginnenden 20. Jahrhunderts, denn er zerstörte naive Fortschrittshoffnungen der industriellen Moderne. Deren Zerstörungspotenziale prägten fortan maßgeblich alle Bereiche von Staat, Gesellschaft und Kultur.

Der weitere Verlauf der neueren Geschichte, über den Zweiten Weltkrieg hinaus bis hin zum Fall des "Eisernen Vorhangs", hat seine Wurzeln in den Verwerfungen nach den Ereignissen vor 100 Jahren.

Europa hatte aus den Konflikten der Vergangenheit wenig gelernt. Es schickte Scharen junger Männer auf die Schlachtfelder. Dort wurden sie von Geschossen zerfetzt oder singend von Maschinengewehrsalven niedergemäht. Der Krieg hatte ein neues Gesicht erhalten: das des mechanisierten Tötens. Der Wert eines Menschenlebens wog in den Grabenkämpfen dieser Jahre nur wenig. Ingenieure auf allen Seiten suchten stets nach neuen Möglichkeiten, ihresgleichen noch effizienter zu liquidieren. In fast allen denkbaren Bereichen erfuhr der Krieg eine zunehmende Technisierung.

U-Boote wurden zu Waffen, die unbarmherzig gegen Handelsschiffe zum Einsatz kamen. Die ersten Panzer rollten in den letzten Monaten des Krieges über zahlreiche Gräben hinweg und begruben unzählige Soldaten, die nun nicht mehr nur dem menschlichen Gegner gegenüberstanden. Auch der Einsatz von Gas forderte auf Europas Schlachtfeldern viele Menschenleben. Die Zerstörungskraft der neuen Art des Tötens schien unbegrenzt zu sein. Diejenigen, die den Krieg überlebten, kehrten oft als Invalide in ihre Heimatländer zurück, wo sie der neuen Grausamkeit der technischen Kriegsführung täglich ein Gesicht verliehen.

Auch aus Reichenbach zogen im ersten Weltkrieg junge Männer in den Krieg. Mancher von ihnen wurde direkt aus der Schule zum Militärdienst eingezogen. Einige hatten Glück und überstanden die unmenschlichen Schlachten an den Fronten in Frankreich, Italien oder Russland. Doch insgesamt 1820 Gefallene und Vermisste kamen nicht wieder in unsere Stadt zurück. Am Ende dieses Krieges trauerten alle heutigen Ortsteile um ihre Söhne, Brüder und Väter. Nach Reichenbach und Oberreichenbach kehrten 1.341 von ihnen nicht zurück. Nach Cunsdorf 52, nach Brunn 10, Friesen 13. Rotschau gedenkt der 66 Gefallenen heute mit einer eigenen Veranstaltung. Aus Schneidenbach blieben 19 Einwohner auf den Schlachtfeldern zurück, aus Mylau 311 und aus Obermylau 8.

Viele von denen, die die Grauen überlebten, blieben bis an ihr Lebensende sowohl äußerlich, als auch innerlich gezeichnet.

Auch ein Jahrhundert später lässt sich oft schwer ertragen, was Soldaten in ihren Briefen von der Front berichteten. So schrieb der Infanterist Carlpeter B. am 4. Oktober 1915 an seine Frau in Weimar:

*„Wir haben den Tod in jedem Stadium monatelang vor Augen gehabt. Nach mißglückten Vorstößen blieben verwundete Kameraden in dem Stacheldraht vor den feindlichen Gräben hängen. Wir konnten und durften ihnen keine Hilfe bringen, da die Franzosen unbarmherzig niederschossen, was in ihre Nähe kam. Das entsetzliche Geschrei der Sterbenden hallte Tag und Nacht in unsere Ohren, bis es verstummte. Dann atmeten wir*

*auf. Aber was nun kam, war ebenso fürchterlich. Man trug es schwerer als das vergebliche Hilferufen der unglücklichen Kameraden, bei dem sich viele von uns auf die Erde warfen und in Angst mitschrien. Was kam war die Verwesung mit den unerträglichen quälenden Gerüchen, gegen welche man sich nur durch Zigarrenrauch schützen kann. Ja, wir sahen Leichen in dem Stadium der Grippe vor uns, die wir einst Freunde nannten.“*

Noch heute erstaunt, welche Unmengen an Feldpost während des Ersten Weltkriegs verschickt wurden. Sieben bis acht Millionen Briefe und Postkarten sandten die Soldaten täglich zu ihren Angehörigen nach Hause, umgekehrt empfangen sie sogar neun Millionen jeden Tag aus der Heimat. Insgesamt wurden im Ersten Weltkrieg 28 Milliarden Postsendungen hin und her transportiert. Sie transportierten trotz Zensur die Grauen der Front nach Hause und bilden heute wichtige Zeitzeugenberichte.

Einer von denen, die in Schützengräben ausharrten und Briefe in die Heimat schrieben, war der junge Fritz Beutler aus Reichenbach. Er diente an der Westfront und wurde direkt vom Abitur zum Militär eingezogen. Fritz war Offiziersanwärter in einem Infanterieregiment und erhielt für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. In seinen Briefen an die Mutter Elisabeth beschrieb er das Massaker an der Front und seine Hoffnung auf ein Ende der Kämpfe. Er sollte das Kriegsende nicht erleben, denn er starb an dem Tag, an dem er seinen letzten Brief geschrieben hatte. Fritz Beutler fiel in Flandern genau vor 101 Jahren, am 18. November 1917 im Alter von 21 Jahren.

Im Angesicht der durchlebten Schrecken wurde 1922 der Volkstrauertag auf Initiative des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge erstmals begangen: zum Gedenken an zwei Millionen deutscher Soldaten, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren.

Das Naziregime vereinnahmte und verfälschte das Gedenken im Sinne seiner menschenverachtenden Ideologie. In der jungen Bundesrepublik fand 1950, fünf Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, die erste zentrale Veranstaltung des Volksbundes statt: zum Gedenken an Millionen von Kriegstoten, Zivilisten und Soldaten, die an der Front und in der Heimat umgekommen waren. Der Volkstrauertag ist seither der Trauer gewidmet.

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir leben in Zeiten, in denen wir Opfer neuer Arten von Krieg beklagen. Es sind nicht mehr die großen Schlachten mit tausenden anonymen Toten. Heute beklagen wir Opfer von Terroristen, die im Namen eines islamistischen Fundamentalismus zum Kampf gegen die Demokratien, gegen universelle Werte und gegen jeden aufrufen, der ihrer barbarischen Ideologie nicht folgt. Seit Jahren rücken diese kriegerischen Konflikte, wieder näher an uns heran. Wir leben in Zeiten, in denen auch deutsche Soldaten an internationalen Einsätzen teilnehmen, in denen sie wieder zu Opfern der Kriegführung werden können.

Im Jahr 2014 wurde in der Nähe von Potsdam der „Wald der Erinnerung“ eingeweiht. Gewidmet jenen 130 Soldaten und der Soldatin, die bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr ihr Leben verloren. Allein in Afghanistan starben bislang 57 Soldaten und mehr als 300 wurden verletzt: bei Selbstmordattentaten, Raketenangriffen und Bombenanschlägen, durch Beschuss, durch Sprengfallen, auch durch Unfälle oder Krankheiten – ja, und auch durch Suizide. Mein Mitgefühl gilt den Angehörigen, die auch heute wieder ihre Kinder, Eltern oder Ehepartner verlieren. Das Gedenken an jene, die von schwierigen Missionen im Auftrag unserer Republik nicht zurückkehrten, gehört in die Mitte unserer Gesellschaft.

Unser Gedenken gilt den Soldaten, aber genauso den Polizisten und den Entwicklungshelfern, die in Auslandseinsätzen starben.

Es hat eine geraume Zeit gedauert, bis in der Bundesrepublik ein solches Totengedenken möglich wurde. Denn für viele Deutsche war nach einem Völkermord an den Juden, und auch an den Sinti und Roma, ein ehrenvolles öffentliches Gedenken an Menschen, die während des Militärdienstes ihr Leben gelassen hatten, diskreditiert. Vor allzu vielen Kriegerdenkmälern hatte es in der Vergangenheit zu oft ein „Heldengedenken“ gegeben. Allzu oft hatten dort nicht Trauer und Friedensliebe, sondern Revanchege Gedanken und Revisionsgelüste die Veranstaltungen geprägt.

Doch wir durften auch erleben, wie aus der Tragödie des europäischen Kontinents der Einigungswille europäischer Völker hervorgegangen ist. Wir durften erleben, wie in Abkehr von totalitären Ideologien der Wille zum Aufbau demokratischer Gesellschaften gesiegt hat. Und wie im Nachkriegsdeutschland zunächst der Westen, dann der Osten die Chance erhielt zu einem Neubeginn in Freiheit und Demokratie. Geschützt von einer Bundeswehr, die Akzeptanz finden konnte durch den Bruch mit einer belasteten militärischen Tradition. Seit über siebenzig Jahren leben viele Millionen Europäer im Frieden. Siebenzig Jahre, in denen Söhne und Töchter der Gefallenen Abstand gewinnen und die Enkel und Urenkel ohne Krieg leben konnten. Der Blick hat sich im Laufe der Jahre geweitet: Neben die Trauer, neben die Erinnerung an die Gefallenen ist die Erinnerung an die historischen Umstände getreten. Heute ist sich Deutschland seiner Verantwortung bewusst, ganz besonders für den Vernichtungskrieg des nationalsozialistischen Regimes. Das Totengedenken schließt heute alle Opfer von Krieg und Gewalt ein, auch solche, deren Schicksal im Erinnerungsschatten unserer Gedenkkultur lag.

Heute können wir der deutschen Opfer gedenken, weil wir auch der Opfer der Deutschen gedenken.

Dies ist unser aller Hoffnung: dass die Erinnerung an das Leid des Krieges nicht Rache hervorbringt, sondern immer mehr Menschen und Nationen den Ausweg in einem friedlichen Zusammenleben der Völker suchen lässt. So wie es gelang, die europäische Einigung zum großen Friedensprojekt unseres Kontinents zu machen. Und so hoffen wir, dass die Würde und Unversehrtheit des Individuums unser Denken und Handeln prägen mögen und nicht der Kult des Terrors, nicht die Ideologie einer unfehlbaren Weltanschauung oder Religion oder einer siegreichen und heldenhaften Nation.

Wir hoffen, dass Soldatenfriedhöfe, so wie Albert Schweitzer einst sagte, endlich die großen Prediger des Friedens sein mögen. Dann wird, das haben wir erlebt, Versöhnung über den Gräbern möglich.

Dann kann Frieden beständig sein. Dafür tragen wir gemeinsam Verantwortung.

***-Es gilt das gesprochene Wort!-***